

Der Regen trommelt gegen das Fenster. Spielt ein Lied. Ich singe mit. *Es waren zwei Königskinder.*

Es klopft. Doch bevor ich *herein* sagen kann, geht die Tür schon auf.

„Ein trauriges Lied“, sagt eine junge Frau.

Ich nicke. „Aber ich singe es jeden Abend mit meinen Kindern. Wer sind Sie?“

Sie lächelt. „Ich bin Melanie, deine Pflegerin. Du bist im St. Katharinen Stift.“

„Ein Krankenhaus?“

„Nicht ganz. Ihr wohnt hier, du und dein Mann. Seit drei Monaten.“

Das ist verrückt. Aber sie klingt gar nicht verrückt. Sie sagt es, als wäre es ihr Ernst.

„Wo ist mein Mann?“, frage ich. „Ich muss nach Hause.“

„Du bist zu Hause.“ Sie klingt, als würde sie mit einer Kranken reden.

In meinem Kopf wirbelt alles durcheinander. „Nein! Sehen Sie sich doch einmal um, das ist nicht mein Zuhause“, sage ich und will aufstehen. Meine Beine bewegen sich nicht. Ich stemme mich hoch. Starre auf meine Beine, die weiter im Bett liegen.

Da ist auch schon die Fremde bei mir. Sie nimmt diese Beine und legt sie über die Bettkante, während sie mich gleichzeitig dreht. „Festhalten“, sagt sie und zieht einen Rollstuhl heran.

Ich will keine Hilfe, drehe mich weg. „Wir haben zwei Kinder, die sich um uns kümmern.“

Aber sie geht gar nicht darauf ein. „Ich helfe dir jetzt aus dem Bett, dann ziehen wir uns an und nehmen Tabletten. Danach bringe ich dich zu deinem Mann.“

„Zu meinem Mann?“, echoe ich. „Der wird Ihnen auch sagen, dass wir heim müssen.“

Vorsichtig tippe ich gegen meine Beine. Die Knie tun weh.

„Es tut mir leid. Du musst heute sehr stark sein.“ Wieder diese Krankenhausstimme.

Das hilft uns jetzt auch nicht weiter. „Die Kinder müssen doch zur Schule. Ich muss sie wecken.“ Ich versuche, nach irgendetwas zu greifen, mich aus dem Bett zu stemmen.

Doch da greift mir die Fremde unter die Arme und hievt mich in den Rollstuhl.

„Wir brauchen keine Hilfe“, versuche ich es erneut.

Sie geht zum Schrank, öffnet ihn und holt meinen Pullover heraus.

Wer hat meinen Pullover hierhergebracht? An meinen Erinnerungen zerrt ein Sturm.

Bilder wirbeln durcheinander wie bunte Blätter. Ich bekomme eines zu fassen. „Den

Pullover habe ich auf dem Markt gekauft“, sage ich. „Donnerstag ist Markttag. Da gehen wir einkaufen und dann gibt es Broiler. Und eine Semmel dazu.“

Sie stülpt mir weinrote Hausschuhe über und zieht mir den Pullover vom Markt an.

„Und den Krautsalat nicht vergessen.“

„Ja, den Krautsalat, den mag Werner am liebsten. Aber woher wissen Sie von dem Krautsalat?“

„Wir reden jede Woche darüber. Aber jetzt nehmen wir erst einmal unsere Tabletten.“

„Gibt es heute Broiler?“

„Ich weiß es nicht“, antwortet sie. „Aber wir sehen gleich nach.“

Sie gießt ein Glas Wasser ein und reicht mir kleine bunte Pillen.

Ich lege sie auf den Tisch. Schiebe sie fort.

„Die müssen wir aber nehmen.“

„Dann nehmen Sie die doch.“

Sie nimmt die Tabletten auf und hält sie mir hin. „Erst die Tabletten, dann schauen wir auf den Essensplan und dann bringe ich dich zu deinem Mann.“

Da komme ich wohl nicht gegen an. Widerwillig schlucke ich die Dinger.

„Dann können wir jetzt los“, sagt die Fremde und streichelt mir über die Schulter. Sie schiebt meinen Rollstuhl auf den Flur.

Er ist hell mit Bildern an der Wand. Dazwischen eine weiße Tafel. Wir halten an und sie studiert die Tafel. Ich sehe die Worte, aber kann sie nicht entziffern.

„Schweinebraten mit Rotkohl und Kartoffeln.“

„Also ist heute nicht Donnerstag?“

„Donnerstag?“

„Markttag.“

„Nein, nein. Es ist Samstag“, sagt sie. Dann dreht sie mich weg von der Tafel, hin zur Tür gegenüber und hinein in den Raum.

Es ist düster, nur auf dem Nachttisch ein kleines Licht. Das Bett nimmt fast den ganzen Raum ein. Daneben ein Stuhl. Sie fährt mich zum Bett, dann lässt sie meinen Rollstuhl los und geht ein paar Schritte zurück.

Vor mir im Bett liegt ein alter Mann und schläft, die faltigen Hände liegen auf einer weißen Bettdecke. „Wer ist der alte Mann?“, frage ich.

„Das ist Werner, dein Mann.“ Sie spricht ganz leise.

Falsches Zimmer. Ich stemme mich auf die Lehne, will aufstehen. Raus hier. Aber mein Fuß rutscht von der Stütze. Ich sinke zurück. Starre auf meine Beine, die an den Knien enden. Weiter kann ich nicht sehen. Will die Füße vorstrecken, um die Schuhe zu prüfen. Zu sehen, warum ich abgerutscht bin. Aber es geht nicht. Sie bewegen sich einfach nicht.

Sofort eilt die Fremde zu mir, legt eine Hand auf meiner Schulter.

Ich zucke zurück, sehe mich um. Die Vorhänge sind zugezogen. Ich kann den Regen gegen die Scheibe prasseln hören. Ich kneife die Augen zusammen, um schärfer zu sehen. Irgendetwas wiederzuerkennen, mich zu erinnern. In meinem Kopf tobt der Sturm.

Die Fremde zieht sich einen Stuhl heran, setzt sich zu mir, mustert mich. Ich erwidere den Blick. Nur kurz, dann starre ich auf meine Beine. Danach zu dem alten Mann im Bett.

Sie greift nach meiner Hand und legt sie auf die Bettdecke, direkt auf seine. Er zuckt leicht, öffnet die Augen. Unsere Hände haben Falten, seine und meine. Und Flecken. Erschrocken wische ich über die Flecken auf meiner Hand. Nein, die gehen nicht mehr weg. Ich sehe von meiner Hand zu seiner und dann in sein Gesicht, seine Augen. Diese Augen. „Werner“, flüstere ich. Erschrecke mich, wie alt er aussieht und schäme mich sofort dafür. „Werner! Wir müssen heim.“ Ich rüttle an ihm.

„Du musst jetzt stark sein.“, sagt die Fremde. Rückt etwas näher zu mir. Der Stuhl quietscht über den Boden. Sie nimmt meine freie Hand in ihre. „Er kann nicht mehr. Wir müssen uns verabschieden. Dein Mann stirbt.“

Ich reiße meine Hand aus ihrer. Stemme mich im Rollstuhl hoch. Diese verdammten Beine. Aber ich habe noch Kraft. Wenn ich mich nur weit genug aufrichte, werden sie ihre Arbeit tun und mich tragen. Aber sie tun es nicht. Die Fremde hält mich fest und hilft mir zurück in den Rollstuhl. „Was tust du denn da?“

„Diese verdammten Beine“, antworte ich. „Aber unsere Kinder werden mir helfen. Zusammen kommen wir zurecht. Mein Mann hilft mir auch oft. Dann singen wir alle zusammen. *Das Wasser war viel zu tief*. Kennen Sie das?“

Sie setzt sich wieder neben mich, streicht mir über den Rücken. „Ich versteh das schon“, sagt sie. Und dann: „Manchmal macht das Leben einfach, was es will. Hält sich nicht an unsere Pläne.“ Sagt es, als wäre das ganz normal.

Ich schließe die Augen. Will nicht glauben, dass unser Leben jetzt hier ist. Wo sind unsere Kinder? „Wo ist Doris?“, flüstere ich. Mit unserer Ältesten kann ich vernünftig reden, das weiß ich. Sie wird verstehen, wenn wir ein oder zwei Tage nicht zuhause sind. Passt auf den Jüngeren auf.

„Ich habe sie angerufen.“

Es ist alles so durcheinander, da oben, in meinem Kopf. Wir haben doch gar kein Telefon.

„Sie hat bis gerade gearbeitet“, erklärt die Fremde, „ist aber unterwegs.“

Gearbeitet. Oh. Es fällt mir ein. Sie hat ein Geschäft, ist keine siebzehn mehr. „Mit ihrem Geschäft. Sie muss sich kümmern. Jaja, stimmt.“ Dann bin ich still. Versuche, mich zu orientieren, die Bilder und Zeiten in meinem Kopf neu zu ordnen. Mit meiner Tochter, die schon ausgezogen ist, nicht zu Hause wartet. Der Sturm macht es nicht leichter. Die Bilder wirbeln durch die Luft. Pflaster auf dem Knie, Schultüte, Hochzeitskleid. „Aber, dann können wir doch zu ihr?“, flüstere ich. „So war es immer gedacht.“ Greife nach Werners Hand und will ihn aus dem Bett ziehen. „Bitte, wir müssen nach Hause“, flehe ich. „Du in den Garten, die Blumen brauchen bestimmt Wasser und ich muss mich um unseren Jüngsten kümmern.“ Aber er rührt sich nicht, sagt nichts, seine eiskalte Hand drückt meine kaum merklich. „Wieso ist seine Hand so kalt?“, frage ich. „Sie müssen besser aufpassen. Er erkältet sich so leicht.“ Ich drücke seine Hand fester. Sie ist von der Sonne gebräunt, von der vielen Gartenarbeit. Das war doch erst gestern. Aber jetzt stehen die Knochen heraus. Feine blaue Adern sind deutlich zu sehen.

„Er erkältet sich nicht mehr“, sagt Melanie. „Es tut mir leid.“

Ein leises Stöhnen aus dem Bett ist die einzige Antwort. Melanie hält mich fest. Hat wieder meine Hand genommen. „Er hat schon losgelassen“, sagt sie leise. „Schau in sein Gesicht. Siehst du, wie eingefallen die Partie um den Mund ist?“

Ich nicke stumm. Sie wird grau. Sein Mund steht offen. Er atmet pfeifend.

„Wir müssen uns von ihm verabschieden. Er wird uns heute noch verlassen.“

Das akzeptiere ich nicht.

„Wir begleiten deinen Mann“, sagt Melanie leise neben mir. „Ich bleibe bei dir.“

Ich will meine Hand wegziehen, aber sie hält sie fest umschlossen.

„Wir gehören hier nicht hin, wir gehören zu unseren Kindern. Mein Mann und ich“, sage ich.

„Dein Mann ist schon weit weg“, flüstert Melanie neben mir. „Bald ist er wieder bei eurem Sohn.“

Diese Bilder der Beerdigung unseres Sohnes kann der Sturm behalten. Er war viel zu klein. Ein Grab für ein nicht gelebtes Leben.

„Aber wo soll ich denn dann hin?“, frage ich. Starre auf meine Hände, auf die nutzlosen Beine. Knete meine schmerzenden Knie. Versuche gar nicht mehr, die Füße zu bewegen.

Ich spüre, wie ihre Hand die meine etwas fester drückt. Es fühlt sich warm an, zuversichtlich. „Du bleibst bei uns. Deshalb hat deine Tochter dich hierhergebracht. Du bist nicht allein und musst dir keine Sorgen machen.“

Ich wende mich von ihr ab, Werner zu. Seine Wangen sind eingefallen, die Augen geschlossen. Sein pfeifender Atem wird leiser. Setzt manchmal aus, kommt leiser wieder.

„Du kannst mich hier nicht alleinlassen“, flehe ich. „Wir haben doch nur noch uns.“

Ich drücke seine eisige Hand, doch er erwidert den Druck nicht mehr.

„Ich lieb dich doch!“